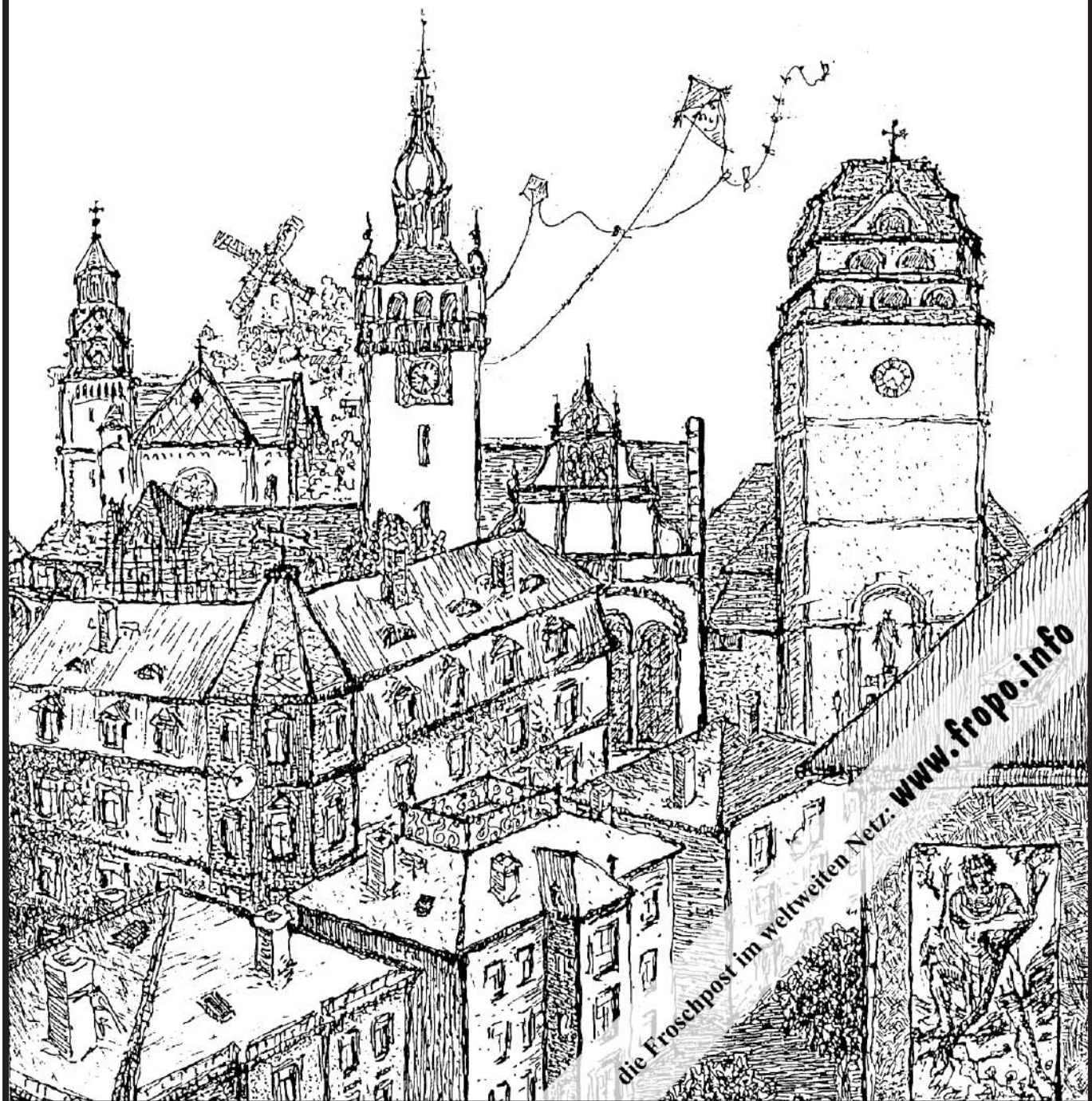


FROSCHAPOST



Heimatzeitung der Bürgerinitiative Freundeskreis

COTTA e. V.



In eigener Sache

Aus dem Vereinsleben

Vom Straßenbau zu Cotta



Am 21. Februar 2002 nahm das Schicksal seinen Lauf. Die Ortsbeiräte von Cotta hatten die Anwohner der Ockerwitzer Straße ins Rathaus gebeten und das verhiess im Allgemeinen nichts Gutes. Um nicht gleich mit der Tür ins Haus zu fallen, stellte das Straßenbauamt erst einmal den Umbau der Flügelwegbrücke und der Hamburger Straße vor. Vollmundig wurde gelobt, was da so auf dem Reißbrett entstanden war. Die bittere Pille folgte auf dem Fuß. Natürlich brauchte man für die Bauzeit solch moderner Vorhaben eine kleine, jedoch nicht unbedeutende, Umleitung. Dass die Anwohner der Ockerwitzer Straße über den zu erwartenden zusätzlichen Verkehr nicht erfreut waren, versteht sich von selbst.

Es kam aber noch schlimmer, denn für den Ausbau als Umleitungsstrecke wollte man sie auch noch zur Kasse bitten. Im Juni des Jahres 2002 untersuchten die Baumeister auf der Ockerwitzer alles vor Ort. Zu ihrem Schrecken mussten sie feststellen, dass da schon einer daran herumgestümpert hatte. Durch eine vorgeschaltete Baumaßnahme der DREWAG war die Tragfähigkeit des

Straßenunterbaus derart geschädigt worden, dass der projektierte Ausbau nicht mehr umgesetzt werden konnte. Eine Lösung musste her, koste es was es wolle – hier zum Beispiel das Doppelte. Zuerst wurde das Bauloch viel tiefer gegraben, dann entsorgte man teuer die salzige Erde und verfüllte das ganze mit einem gesundheitsschädlichen, nicht gerade billigen „Wundermittel“ (HGT-KRC). Noch weitere Ungereimtheiten trieben die Anwohnergebühren in die Höhe und die Bürger auf die Palme. Nachdem bereits im Dezember 2002 die Abrechnung möglich gewesen wäre, wurde erst im Januar 2007 dem Stadtrat ein entsprechender Beschluss vorgelegt.

Durch diese Verzögerung traten bereits zwei neue Beitragssatzungen mit höheren Beträgen in Kraft, fein ausgedacht. Aber da geht noch mehr, dachten sich die städtischen Ökonomen. Also wurde nach Ende der Umleitung die Ockerwitzer Straße mit immerhin 5000 Kraftfahrzeugen täglich zur Anwohnerstraße erklärt, das Baurecht geändert und eigene Grundstücke zum Außenbereich zugeschlagen. Die zugestellten Gebührenbescheide waren, mit einem durchschnittlichen Betrag von zirka 8000 Euro, durchweg auf die dreifache Höhe der einstigen angekündigten Belastungen angestiegen. So einfach ist das! Doch da hatten die Beamten ihre Rechnung ohne die Betroffenen gemacht. Zusam-

mengeschlossen in einer stadtweiten Bürgerinitiative erstritten sie am 21. 2. 2008 einen Teilerfolg. Für die an vorderster Front kämpfenden Anwohner der Ockerwitzer Straße kam diese Regelung jedoch zu spät. Alle, die den Gebührenbescheid schon erhalten haben, sollen noch schnell zahlen, so lautet der städtische Beschluss. Ihnen bleibt nun wohl nur noch ein jahrelanger Kampf durch die Gerichtsinstanzen. Das Ganze ist weder gerecht noch logisch, also mal wieder typisch Dresden. Und dieses Mal nach dem Prinzip: „Wer zu früh (dran) kommt, den bestraft das Leben.“

Übrigens suchen die Anwohner der Ockerwitzer Straße bis heute das beim Straßenbau verschwundene Altstadt-pflaster im Wert von 50 000 Euro. Für sachdienliche Hinweise wäre die Redaktion der „Froschpost“ sehr dankbar.

Marko Tonn

Eilt Eilt Eilt

Eine der wohl traditionsreichsten Gaststätten in Cotta, die Gaststätte im Kulturhaus auf der Heibelstraße 35b, vormals „Richard Gärtner“, kann wieder vermietet werden. Nach dem Einbau neuer Fenster und Türen sind die Räume bezugsfertig. Anfragen zum Objekt nimmt das Liegenschaftsamt Dresden unter der Telefonnummer 488 25 94 entgegen.

Damit es interessant bleibt!

Wir sind ständig auf der Suche nach alten Fotos, Dokumenten oder Zeichnungen von Cotta und Umgebung. Bevor Sie etwas wegwerfen, denken Sie bitte an uns. An dieser Stelle ein Dankeschön den vielen Einsendern von Fotos. Nicht immer gelingt es uns, Ihre Post zeitnah zu beantworten, bitte haben Sie Verständnis dafür.

Impressum:

Cottaer „Froschpost“ 1 / 2008

herausgegeben vom
„Freundeskreis Cotta e. V.“,
Heibelstraße 35b,
01157 Dresden-Cotta
E-Mail: froschpost-cotta@gmx.de
www.fropo.info

erscheint unregelmäßig im Selbstverlag.

Redaktion dieser Ausgabe: T. Richter & G. Theiss
Titelbild: Herr Günther Blaha (†)
Fotos: Archiv oder Kennzeichnung

Satz und Gestaltung: R. Ehrlich

Die Finanzierung dieser Zeitung erfolgt ausschließlich durch Spenden und Eigenmittel des Vereins.

Ein besonderer Dank der Druckerei J. Meyer, Offenbach a. M. und an Ludewig Transporte Dresden-Ockerwitz

Der „Freundeskreis Cotta e. V.“ ist als gemeinnützig anerkannt.

Bankverbindung:
Ostsächsische Sparkasse Dresden
BLZ 850 503 00, Konto 312 015 86 81

Alle Rechte vorbehalten. Der Nachdruck, auch auszugsweise, bedarf der schriftlichen Genehmigung des Herausgebers.

Der Verlag übernimmt keinerlei Gewähr für die Richtigkeit der Angaben in den veröffentlichten Texten.

Baumwanderung

Teil 1 – Entdecken Sie mit uns die Cottaer Flora!

Bäume sind Gedichte, die die Erde in den Himmel schreibt.

Gibran Khalil (1883 – 1931)



Neugepflanzte Linden im Innenhof der Rubezahlsschule

Straßenbäume erfüllen die verschiedensten Aufgaben. Welche Maschine wäre schon in der Lage, Kohlendioxid in Sauerstoff umzuwandeln, dabei den Schmutz aus der Luft zu binden, die Luftfeuchtigkeit zu regulieren, die Umgebungsluft zu kühlen und dabei noch ein Antlitz zu besitzen, das mehr als sehenswert ist. Etwa 48 000 Bäume erledigen in Dresden diese Aufgabe. Gegenüber der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg sind das zwar zirka 12 000 weniger, doch immerhin wieder mehr als 1992, da waren es nämlich nur etwa 32 000 Baumarten. Linde und Ahorn sind am häufigsten (21 %) als Straßenbäume zu finden. Kastanien, Eichen und Platanen sind nur etwa mit 5 – 8 % vertreten. Vereinzelt sind auch Robinien, Rotdorn, Birken und Ginkgo anzutreffen. Das Cotta noch von seinem üppigen Grün zehrt, ist unseren Urgroßeltern zu danken, die auch viele interessante und exotische Bäume anpflanzten.

Wunderschöne alte Ahornbestände findet man auf der Arthur-Weinck-Straße. Der Spitz-Ahorn (*Acer platanoides*) erfreut die Kraftfahrer nicht sonderlich, denn seine Blätter zuckern stark und verursachen auf geparkten Autos einen klebrigen Belag. Die Betreiber der Autowaschanlagen erquicken sich dagegen an den stärker frequentierten Waschstraßen. Der Bergahorn (*Acer pseudoplatanus*) teilt diese Unart nicht. Aufgrund der ähnlich geformten Blätter wird er aber oft mit der Platane (*Platanus* sp.) verwechselt. Ein sicheres Zeichen, eine Platane vor sich zu haben, ist die schuppige Borke. In der Krone kann man gut die wolligen Kugeln (Früchte) hängen sehen.

Schön anzusehen sind die alten Linden (*Tilia* sp.) auf der Leutewitzer Straße. Den Unterschied zwischen Sommer- und Winterlinde kann man im nahe gelegenen Leutewitzer Park sehr gut erkennen. Beide Arten haben herzförmige Blätter, doch bei der Sommerlinde (*Tilia platyphyllos*) sind sie oberseitig heller grün und zart behaart, während sie bei der Winterlinde (*Tilia cordata*) etwas kleiner sind und die Oberseite glatt und glänzend ist. An der Unterseite findet man Achselbärte, die bei der Winterlinde rotbraun sind, bei der Sommerlinde dagegen weiß. Sommerlinden sollen bis 1000 Jahre alt werden können. Alte Exemplare sind oft in Dörfern zu finden, wo sie als Versammlungs- und Gerichtsort früher große Bedeutung hatten. Die Winterlinde wird inzwischen weniger gern als Stadtbaum gepflanzt, da sie empfindlicher auf Abgase und Lufttrockenheit reagiert als die Sommerlinde.

Viele Rotdornbäume (*Crataegus laevigata*) kann man in den Vorgärten auf der Steinbacher Straße finden. Die in Europa weitverbreiteten weiß- und rotblühenden Pflanzen treten sowohl als Strauch- als auch als Baumform auf. Die Inhaltsstoffe finden in der Heilkunde und Medizin bei Bluthochdruck und als Herztonikum Verwendung.

Einige alte Birken (*Betula pendula*) mussten beim Neubau des Gleisbetts der Steinbacher Straße weichen, aber es sind noch ein paar Exemplare erhalten geblieben. Birken, eine Pionierbaumart – Erstbesiedlung von Sukzessionsflächen – haben eine durchschnittliche Lebenserwartung von zirka 50 – 55 Jahren.

Wem ist aufgefallen, dass neben dem Eingang zur „Roten Schule“ auf der Hebbelstraße ein großer Ginkgo- oder Fächerblattbaum (*Ginkgo biloba*) steht? Ein zweiter befindet sich auf der Cossebauder Straße im Vorgarten einer Villa, gleich neben dem Lidl-Markt. Der Ginkgo wurde im



Der Ginkgo an der Roten Schule – dahinter eine Blaue Stechfichte. Es war einmal!

frühen 18. Jahrhundert aus Ostasien, wo er in Tempelgärten gepflanzt wurde und noch wird, nach Europa gebracht. Autochthon (natürlich) kommt er nur noch in einem kleinen Areal in Ostchina vor. Der robuste Ginkgo ist ein „Lebendes Fossil“, den es bereits in der Kreidezeit gab und der sich bis heute nur unwesent-

lich verändert hat. Heute ist er der einzige noch vorkommende Vertreter einer im System der Pflanzen isolierten Gruppe. Er gehört zu den Nacktsamern und ist daher eng mit den Koniferen verwandt. Ein sommergrüner Nadelbaum, der uns mit attraktiver goldgelber Herbstfärbung erfreut.

Ginkgo biloba

*Dieses Baumes Blatt, der von Osten
Einem Garten anvertraut.
Gibt geheimen Sinn zu kosten,
Wie's den Wissenden erbaut.*

*Ist es ein lebendig Wesen,
Das sich in sich selbst getrennt?
Sind es zwei, die sich erlesen,
Dass man sie als eines kennt?*

*Solche Frage zu erwidern,
Fand ich wohl den rechten Sinn.
Fühlst du nicht an meinen Liedern,
Dass ich eins und doppelt bin?*

*Johann Wolfgang von Goethe
(1749 – 1832) um 1815*

Der Name Ginkgo leitet sich von Gin Kyo „Silberaprikose“ ab, da die weiblichen Bäume silbrig glänzende wächserne Früchte haben. In Europa versucht man nur noch männliche Exemplare zu pflanzen, da die Samenmängel der Früchte im Reifezustand einen unangenehmen Geruch nach Buttersäure verströmen. In Japan allerdings werden die Samen vom Mantel getrennt, geröstet und gesalzen gegessen. Auch die Pharmazie macht sich die Inhaltsstoffe des Ginkgos zunutze.



Die Maulbeeren ganz nah ...

Bleiben wir an der „Roten Schule“ auf der Hebbelstraße. Rechts vom Schulgebäude und gegenüber am Sportplatz stehen sommergrüne

Bäume, deren Früchte wie Brombeeren aussehen und gern von Vögeln verzehrt werden. Maulbeerbäume (*Morus nigra*, *Morus alba*) gibt es in schwarz und in weiß, nach der Farbe ihrer Früchte klassifiziert. Auch sie stammen aus Asien und wurden bereits in der Antike im Mittelmeerraum kultiviert. Die leider schnell verderblichen Früchte liefern ein wohl-schmeckendes, vitaminreiches Obst. Im Handel meist nur verarbeitet zu Saft, Sirup oder Gelee erhältlich. Im Schulhof selbst befinden sich zwei Stiel-Eichen (*Quercus robur*) und ein großer Spitzahorn.

Auch auf dem Schulhof der „Rübezahlschule“ sind nach dem Neubau der Außenanlagen Jungbäume gepflanzt worden, Winter-Linden zur Straße hin und im Hof Robinien (*Robinia pseudoacacia*). Die aus Nordamerika stammende sommergrüne Baumart mit ihren weißen in Trauben hängenden Blüten hat ein hartes, widerstandsfähiges und weitgehend pilzresistentes Holz. Für den Imker ist diese Baumart eine wichtige Bienenweide. Außerdem wurden auf dem Schulhof noch junge Urweltmammutbäume (*Metasequoia*



Eine Robinie an der Rübezahlschule – neu gepflanzt!

glyptostroboi-des) gepflanzt, die eine Höhe von 35 m erreichen können. In ihrer Heimat China wachsen sie sogar bis 50 m hoch in den Himmel. Dieser sommergrüne Nadelbaum ist ein weiteres „Le-

bendes Fossil“, da man erst in den 40er Jahren des 20. Jahrhunderts etwa gleichzeitig lebende Exemplare in Südwestchina entdeckte als auch

erste fossile Funde dieser rezenten Baumart auswertete. Es war eine biologisch-paläontologische Sensation.

Als Schattenspender wurden in Stadtgebieten und vor allem an Gaststätten Rosskastanien (*Aesculus hippocastanum*) gepflanzt. Ihre Blütenkerzen in weiß und rot erfreuen uns Ende April, Anfang Mai. Doch die weißblühende Rosskastanie ist anfällig für den Befall mit der Rosskastanien-Miniermotte (*Cameraria ohridella*). Der aus Mazedonien stammende Kleinschmetterling legt seine Eier an den Blättern der Kastanien ab und die Larven minieren (bohren

sich in) das Blatt, bevor sie sich verpuppen und zu neuen Schmetterlingen werden. Durch den Fraß entstehen braune kreisförmige Flecke auf den Blättern, die noch vor dem Laubfall im Herbst welken und abfallen. Der Befall allein bringt einen Altbaum nicht zum Absterben, doch kann er die Vitalität des Baumes beeinträchtigen. Es gibt einige Bekämpfungsmöglichkeiten: Laubentfernung im Herbst (da die Puppen im Herbstlaub überwintern – das Laub muss aber entsorgt und verbrannt werden), Staminjektion (noch kein praktikables, finanzierbares Verfahren) oder aber Spritzbehandlung mit einem zugelassenen Pflanzenschutzmittel, das in den Laubapparat der Bäume appliziert wird. Vorausschauend werden meist nur noch rotblühende Rosskastanien gepflanzt, die bislang nicht von der Miniermotte befallen wurden. Kastanienbäume, die zu den schönsten Alleebäumen Europas zählen, sind in großer Stückzahl an der Weißeritz am Emerich-Ambros-Ufer zu finden.

Juliane Kotte (Dipl.-Forstwirt)

Die Fortsetzung folgt in der nächsten Froschpost!

Die neue Schule in Brabschütz

Sie war ein echtes Kind ihrer Zeit



Zwischen den Meldungen von der Front im Jahre 1914 und den Nachrufen der Familienangehörigen, befanden sich diese kleinen Zeilen aus Brabschütz. (In der „Froschpost“ 2 / 2000 berichteten wir über die Errichtung der Turmuhr im Jahre 1936.) Nun als Originalzeitungstext, wie alles mit der neuen Schule begann:

„Wir haben gebaut ein stattliches Heim ... Zwar hatte man sich lange mit dem Gedanken vertraut gemacht, dass unser altes Häuschen im Dorfe nur notdürftig seinen Zweck erfüllte, aber ein neues ließ lange auf sich warten ... Unter der bewährten Leitung des Herrn Baumeister Säurig (Cossebaude) wurde Stein auf Stein, Ziegel auf Ziegel gelegt, ein vornehmes Dach und sogar ein Türmchen wurde aufgesetzt ... Und was für ein Prachtbau ist es geworden. Zwei geräumige Klassenzimmer, von der



Die Schule ist heute ein Kindergarten

wurde. Eine ernste Zeit ist es, in der wir es tun, ernst stimmte auch das Firmament, das grau in grau gekleidet unserer schlichten, aber erhebenden Feier zuschaute und doch lachte die Sonne aus allen Herzen. Wie leuchteten die Kinderaugen, aber auch den vielen Gästen merkte man es an, dass in dieser Stunde ein Gefühl der Freude, der Dankbarkeit alle erfüllte. Unter den Gästen bemerkte man Herrn Amtshauptmann Dr. Streit, den Königlichen Bezirksschulinspektor, Herrn Schulrat Bang, ferner Herrn Pfarrer Fröhlich als Ortsschulinspektor, Direktor und Lehrer der Umgebung, kurz, viele, viele hatten sich eingefunden, um die neue Schule mit zu weihen. Doch galt es zunächst von unserem alten Heim Abschied zu nehmen. Jetzt muss

geschieden sein von dem alten Hause, so waren die Abschiedsworte, die die Kinder ihrem alten Schulhause zusangen.“

„Hierauf widmete Herr Lehrer Mai dem alten Heim seine Scheidegrüße. Er führte aus: Eine Zeit des Abschiednehmens ist's, in der wir weilen. Viele der unseren sind hinaus, denen wir die Hände zum Abschied drückten. Abschiednehmen heißt es auch vom alten Hause, aber getrost, einer neuen, besseren Heimat geht es zu. Drum froh hinaus ins neue Heim! Nachdem Herr Architekt Franz Herrn Schulvorstand

Weber die Schlüssel überreicht hatte mit dem Wunsche, dass Glück und Segen ins neue Heim ziehen möge, versammelte man sich zu einer einfachen, aber doch zu Herzen gehenden Feier im Klassenzimmer. Die Weiherede hielt Herr Schulrat Bang. Mit machtvollen Worten wusste

er die lauschende Menge zu packen. Hier, mit dem Blick auf die gesegneten Felder, auf die rebenumrankten Höhen der Lößnitz, hier können wir zeigen, was unser Vaterland ist. Für König! Wahrlich, wir haben einen, sind nicht führerlos wie andere, haben keinen Tyrannen oder Mörder auf den Thron, sondern einen milden und weisen Landesvater, auf den wir beten zu Gott. Mit Gott ins neue Heim! Wir zu ihm, dann ist er mit uns. Hierauf hatte uns der Schulrat Bang eine erfreuliche Nachricht aus Dresden mitzuteilen. Unser verehrter Lehrer, Herr Mai, ist zum Oberlehrer ernannt worden. Gewiss wird die ganze Gemeinde dieses Ereignis mit Freuden begrüßen. Hat er sich doch während seiner Amtszeit in der Gemeinde außerordentlich verdient gemacht. Gebet und Segen, gesprochen von Herrn Pfarrer Fröhlich, bildeten den feierlichen Schluss dieser Feier. Gemeinsamer Gesang sowie Gesang der Kinder verschönten die Stunde. Möchte sie allen unvergesslich bleiben. Möchte vor allem das neue Heim eine Segensstätte für unsere Kinder werden, dass Kinder aus ihr hervorgehen, die sich unserer großen bedeutungsvollen Zeit würdig erweisen.“ Die Schule ist aus diesem Gebäude schon lange ausgezogen, heute wird das Haus vom Gemeindekindergarten genutzt.

Tom Henke

Aus der „Elbtal-Abendpost, allgemeine Zeitung für Dresden und Umgebung“ vom 13. 10. 1914



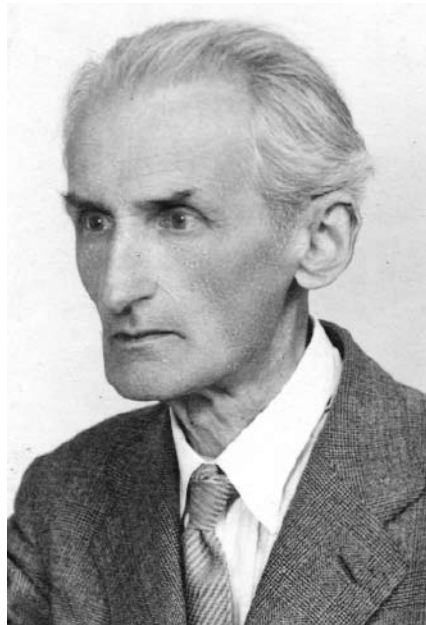
Steinplatte neben dem Eingang

Zentralheizung angenehm durchwärmt, laden unsere Kinder zu eifriger Lernerarbeit ein. Über diesen Zimmern zwei Lehrerwohnungen, fast herrschaftlich könnten wir sie nennen. Dass natürlich in einer modernen Schule Lehrmittel-, Bibliothek- und Konferenzzimmer nicht fehlen, ist wohl selbstverständlich, sogar ein Raum für ein einzurichtendes Schulbad ist vorgesehen. Und wer uns dieses Schloss schuf? Herr Architekt Max Franz (Dresden) ist der Schöpfer dieses kleinen Prachtbaues, und heute nun war der feierliche Tag, an dem die Schule geweiht

Architekten in Cotta

Teil 2: Professor Otto Schuberts Wirken am Hebbelplatz und der Steinbacher Straße

Nach der Bauordnung von 1905 war eine weitere verdichtende Bebauung der Innenstadt Dresdens nicht möglich. Mehr und mehr wuch man für den so notwendigen Wohnungsbau in die Vorstädte aus; die Stadt „fraß“ die alten Dörfer. Während im Osten Dresdens vor allem für den gehobenen Mittelstand Wohnraum geschaffen wurde, stieg im Dresdner Westen der Bedarf an Arbeiterwohnungen stetig an. Nach der Eisenbahnerbaugenossenschaft gehörte



Otto Schubert im Alter von etwa 75 Jahren

der Kleinwohnungs-Bauverein Dresden, der in der Zeit von 1911 bis 1937 immerhin 1535 Wohnungen errichtete, mit zu den großen Säulen im genossenschaftlichen Wohnungsbau. Prof. Otto Schubert war nicht nur Gründungsmitglied des Vereins, sondern auch viele Jahre Aufsichtsratsmitglied und vor allem: leitender Architekt.

Am 23. Februar 1878 wurde Otto Schubert in Dresden geboren. Sein Vater gehörte zu dem Kreis der begünstigten Künstler, die König Ludwig I. nach seiner Abdankung in der Villa Malta in Rom um sich versammelte. Von seiner literarisch interessierten Mutter erbte er neben der Beweglichkeit des Geistes auch den Hang zum Reisen. Nach dem Besuch des Vitzthumgymnasium in Dresden, wo er seine humanistische Bildung erhielt, studierte er an der TH Dresden Architektur. Vor allem die Lehrer Weißbach, Wallot und Gurlitt beeinflussten ihn stark. Letzterer legte dem jungen Schubert nahe, das bei einer Studienreise in Spanien Gesehene zu notieren und für eine Promotion zu nutzen. Die Arbeit

„Herrara und seine Zeit“ war über eine normale Dissertation hinausgewachsen, der Erfolg des Buches im Inland und Ausland hätte ihn auch den Weg zu einer schriftstellerisch – wissenschaftlichen Laufbahn öffnen können; Schubert blieb jedoch der Architektur treu. 1902 wurde er Regierungsbauführer und legte 1906 die Prüfung als Dr. Ing. ab. Ein Jahr arbeitete er als Bauamtmann in Dresden, Meißen und Bautzen, bevor er sich 1909 entschloss, freier

Architekt zu werden. „Am 23. Mai 1910 trat eine kleine Schar von zwölf Männern zusammen mit dem Ziele, gesunde, zweckmäßige, geschmackvolle und möglichst billige Mietwohnungen für minderbemittelte Familien in Selbsterbauten und angekauften Häusern zu beschaffen...“ (Festschrift zum 20jährigen Bestehen des Vereins, 1930) Es war die Geburtsstunde des „Kleinwohnungsbaureins Dresden“. Otto Schubert diente ihm als leitender Architekt und Aufsichtsratsmitglied bis zum Jahre 1929. Von den „... über 1300 Wohnungen des Vereins wurden knapp 900 nach Plänen von ihm errichtet. Noch heute legen Wohnhausgruppen und Siedlungen wie an der Pennricher Straße, in Stetzsch, in Blasewitz, die Siedlung Neugruna, in Cotta an der Steinbacher Straße und am Hebbelplatz Zeugnis ab von seinem künstlerischen

Schaffen und sozialen Engagement.“ (1) Die kurz nach dem Ersten Weltkrieg entstandenen Bauten auf der Pennricher- / Gohliser- / Hühndorfer Straße waren Otto Schuberts erste Wohnsiedlung, die er allerdings schon vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges plante. Zwanzig Jahre vor Entstehen dieser Siedlung, war in der geschlossenen Bauweise noch Strukturen von Einzelhäusern zu erkennen; Haus an Einzelhaus gereiht entstand eine „buntgewürfelte“ Fassade. Erst durch den Siedlungsbau konnte eine geschlossene Ästhetik geschaffen werden, die auch vorteilhafte Auslastung des Bauplatzes generierte. Mit gut durchdachten Wohnungsgrundrissen, schuf Schubert fast maßgeschneiderte Wohnungen. Durch die benachbarten Häuser, von Stadtbaurat Paul Wolf, kann man noch heute die Unterschiedlichkeit der einzelnen „Handschriften“ sehr gut erkennen. Es bleibt zu hoffen, dass die EWG mit viel Feingefühl bei der Erhaltung dieser wichtigen Wohnbauten zu Werke geht. Ab dem 19. 12. 1919 begann Otto Schuberts Karriere als Privatdozent für das Lehrgebiet „Kunst der Straße“ an der Technischen Hochschule in Dresden. Unter der Redaktion seines alten Professors Gurlitt veröffentlichte er 1921 in der Reihe „Stadtbaukunst alter und neuer Zeit“ ein Sonderheft „Der Wettbewerb um das Deutsche Hygie-



Wohnsiedlung Pennricher Straße

ne-Museum in Dresden“. Das geplante Museumssareal hinter dem Zwinger übertraf den jetzigen Standort des Hygiene Museums um ein Vielfaches. Auch Otto Schubert beteiligte sich daran mit eigenen Entwürfen. Im Jahre 1924 heiratete er Veronika Strüver und stieg im gleichen Jahr zum nichtplanmäßigen, außerordentlichen Professor an der Hochschule auf. 1924 wird Otto



Fenstergestaltung mit gründerzeitlicher Anmutung

Schubert Ehrenmitglied des offiziellen spanischen Architekturvereins in Madrid. Sein Buch „Die Geschichte des Barocks in Spanien“ hatte ihn im Lande berühmt gemacht. Noch ist er der Kleinwohnungsbaugesellschaft treu verbunden. In Cotta sollte am Hebbelplatz und auf der Steinbacher Straße erneut eine Siedlungsanlage nach seinen Plänen entstehen. Nachdem der Schrebergartenverein das Gelände auf der Steinbacher Straße geräumt hatte, begannen im Jahre 1928 die ersten Bauarbeiten. Die Weiteren am Hebbelplatz sollten fol-

träge als Gesamtwerk, die er auf Berufstagungen als Vorsitzender der Dresdner Ortsgruppe des BdA gehalten hatte, unter dem Titel: „Architektur und Weltanschauung“. Der Lehrauftrag für „Veranschlagung und Bauführung“ wurde ab 20. 2. 1933 um Vorlesungen in der „Bauformenlehre“ erweitert. Die Kleingeister der nazistischen Ideologie hatten nicht nur Zugriff auf die Baugenossenschaften gefunden, sondern bestimmten auch fortan die Dozenten bei Forschung und Lehre. Über seine Zeit an der TH Dresden schreibt

Otto Schubert in seinem Lebenslauf: „Am 29. 2. 1940 erhielt ich das goldene Treuedienstehrenzeichen und wurde am 28. 6. 1940 davon benachrichtigt, dass meine Lehrbefugnis seit Ende März erloschen ist. Der Grund dieser fristlosen Amtsenthebung mitten im Se-



Giebelhäuser an der Pennricher Straße

gen. Immer wieder verzögerte sich der Baubeginn. Die fünf Hausgänge waren auch nach den alten Plänen von 1929 in drei Gruppenhäuser zusammengefasst, allerdings war an ein vorstehendes Treppenhaus nicht gedacht worden. Nochmals schien der „Ökonom“ über die Pläne gegangen zu sein oder es wurden ganz alte Pläne realisiert. Otto Schubert hatte die Arbeit als Aufsichtsratsmitglied beendet und widmete sich fortan vor allem der Lehre und Forschung. In Berlin erscheinen 1931 sechs Vor-

mester war nicht, wie ich anfangs irriger Weise annahm, meine frühere Logenzugehörigkeit, sondern meine Weigerung, mich irgendwie für die Belange der NSDAP einzusetzen oder gar zu betätigen.“ (2) Für den stets tätigen Menschen wurde die kriegsbelastete Zeit zum Martyrium. „...abgesehen von der schweren Schädigung meines Ansehens war es eine große wirtschaftliche Härte in einem Augenblicke ... in dem die Maßnahmen der Regierung die Bautätigkeit völlig stillgelegt (hatten).“

(2) Er setzte seine wissenschaftliche Tätigkeit so gut es ging fort, doch wieder schlug das Schicksal zu; durch die Bombardierung Dresdens verliert er einen großen Teil seiner Aufzeichnungen. Die geliebte Stadt liegt 1945 in Trümmern, doch weder Mutlosigkeit noch Verzweiflung lässt Otto Schubert aufkommen. Er wird einer der Männer der Ersten Stunde. Ab 1. 10. 1945 wird

Otto Schubert zum außerplanmäßigen Professor in der Fakultät Bauwesen berufen. In der Empfehlung von Heinrich Tessenow heißt es: „...und ich betone gern, dass ich es für einen großen Gewinn halten würde, wenn Herr Kollege Schubert als ordentlicher Professor das Entwerfen von Hochbauten übernehmen würde.“ (2) Vielen anderen Architekten gleich, entwickelt er Pläne für den Wiederaufbau Dresdens. Verschiedene Publikationen erscheinen; er arbeitet weiter an wissenschaftlichen Ausgaben; gleichzeitig unterrichtet er seine Studenten an der Technischen Hochschule in Dresden. Im Jahre 1953 wird er emeritiert, trotzdem hält er auch noch bis ins Jahr 1958 hinein Vorlesungen. Die Krönung seiner wissenschaftlichen Laufbahn dürfte die 1954 / 55 erschienene mehrbändige Ausgabe „Gesetz der Baukunst“ sein. Drei Jahre vor seinem 90. Geburtstag lässt er mit dem Buch „Optik in Architektur und Städtebau“ nochmals aufhorchen.

Wo nahm der Mann nur all die Kraft her? Am 28. September 1968 stirbt Prof. Dr. Schubert in Dresden. Er, der eine ganze Generation für Kunst und Architektur begeistert hatte, geriet in Vergessenheit, eine ordentliche Würdigung und Anerkennung seiner Leistungen fand in Dresden nie statt.

Tom Henke

Wir danken dem Archiv der TU Dresden für ihre Unterstützung!

1. „Sächsische Zeitung“ vom 1. 10. 1998, Dr. W. Pampel: „Städtebauliches Konzept war einmalig“
2. TU Dresden, Personalakte Otto Schubert.

Vom Froschteich zum Schwimmbad

oder: das Ende eines Naturheilvereins

Es war ein öffentlicher Vortrag über Naturheilkunde, der im Jahre 1903 zur Gründung dieses Vereines anregte. Mehr Licht, mehr Luft und Sonne sollte die rachitischen Kinder vor der gefährlichen Krankheit schützen. Mit 47 Mitgliedern nahm alles seinen Anfang. Von der kleinen Schar hatten sich 24 tatkräftige Mitglieder, alle waren Cottaer Einwohner, entschlossen, den Grund für ein Licht, Luft und Sonnenbad zu legen. Sie wollten so dem Hauptziel des Vereines, dem Bau eines Bades in Cotta, näher kommen. Das erste kleine, nur für bescheidene Ansprüche eingerichtete Luftbad entstand im Bauerngehöft von Bauer Lorenz in Burgstädtel. Der Platz wurde bald zu klein und man sah sich nach einem neuen Gelände um. Nach knapp drei Jahren siedelte man sich hinter dem alten Hallenbad auf der heutigen Hebbelstraße an, alles noch wohl geordnet nach Geschlechtern. Der Verein erhielt viel Zuspruch, dadurch war es möglich, das Gelände weiter auszubauen. 1913 lief der Pachtvertrag für den lieb gewonnenen Standort aus und man sah sich nach größerem Grund und Boden um. Der Rat der Stadt Dresden wurde mobilisiert und der erhörte das Flehen. Das 20 000 m² große Gebiet rings um den alten Marcoliniteich wurde dem Verein zugewiesen und das war die eigentliche Geburtsstunde des Freibades auf der Hebbelstraße. Den alten Teich hatte man erst einmal mit Planken umgeben und neben ihm eine Schutzhütte für 20 Schränke er-

richtet. Der Anfang war gemacht und die Arbeiten zur Vervollkommnung des Bades wurden intensiviert. Das Dringlichste bestand in dem Aus-

bau des beplankten Teiches zu einem Bassin. Viel Geld verschlangen die Betonierungsarbeiten, trotzdem konnten nach und nach Tische, Bänke und Garderoben angeschafft werden. Mit dem erneuten Anwachsen



Der Spielklub im Jahr 1933

der Mitgliederzahl stiegen auch die Einnahmen, die Wirtschaftlichkeit des Badebetriebes wurde sicherer. Eine Kegelbahn entstand und bald reifte auch der Wunsch heran, eine große Gaststätte zu errichten.

Schon Mitte Juni 1913 konnte die Einweihung des Bades gefeiert werden. Trotz des bescheidenen Anfanges war man in Cotta stolz darauf, nun ebenso wie andere Stadtteile, ein eigenes Licht-, Luft-, Sonnen- und Schwimmbad zu besitzen. Die „Elb-

tal-Abendpost“ vom 13. 6. 1914 berichtet in einem Artikel gerade zu schwärmerisch: „Das Licht-, Luft-, und Sonnenbad des Naturheilvereins Dresden-West in Dresden-Cotta, das an der Steinbacher- und Hebbelstraße

liegt, besitzt außer dem Erholungs-park mit großer Kantine und zwei schönen Asphaltkegelbahnen auch eines der größten Schwimmbassins

Dresdens für Herren und Damen. Der stete reine Wasserzufluss sorgt für Reinlichkeit des Bassins ...“ Vermutlich hatte man den alten Weidigbach als Zu- und Abfluss genutzt, später wurde das Bad auf alle Fälle mit Trinkwasser gespeist. Während des Ersten Weltkrieges ruhten die Aktivitäten. Das Jahr 1920 zeigte einen Rekordstand an Mitgliedern, 1400 Unterstützer hatte der Verein gewonnen. Viele Cottaer verbrachten ihren Urlaub im nahe gelegenen Freibad und

das wiederum stärkte die finanzielle Verwaltung. Alte Schulden konnten abgetragen werden und auch für weitere Neuanschaffungen blieb noch Geld übrig. Anfang des Jahres 1924 wird durch die Direktion der Wasserwerke ein Brunnenbau in Angriff genommen. Schon damals wollte man die hohen Wasserkosten reduzieren, doch das gefundene Wasser war zu eisenhaltig. Fast gleichzeitig vermeldete der Verein mal wieder die Fertigstellung des „Schwimmbehälters“. Jedes Frühjahr wurden beträchtliche Mittel aufgewendet, damit das Wasser wenigstens einigermaßen über den Sommer hielt. Mittels dreier Straßenhydranten nahm das Füllen des 1 600 m³ großen Bassins drei volle Tage in Anspruch.

1925 konnte ein Vereinsheim eingeweiht werden und das Bad wurde in seiner Fläche um das Dreifache, auf 61 000 m², erweitert. Erst 1933 hatte man es soweit gebracht, dass das Becken keinen Wasserverlust mehr aufwies. Ganz besonders stolz war man auf den Sprungturm mit seinen drei, sechs und zehn Metern hohen Sprungbrettern. Am 7. August 1933 feierte, im Rahmen eines Strandfestes, das Cottaer Luftbad sein 30jähriges Bestehen. Über dieses Fest berichtete auch die „Sächsi-



1934: Einweihung des Hebbelbades

sche Dorfzeitung und Elbgaupresse“ vom 8. 8. 1933: „... Das Gelände des Bades hatte man mit allen Arten von Verkaufsständen versehen. Lustige Wimpel zogen sich kreuz und quer über alle Plätze des Bades hin. Zwei Musikkapellen spielten den ganzen Tag ununterbrochen, für die Kinder hatte man ein Kasperletheater aufgebaut und mehrere Glücksräder sorgten weiter für Unterhaltung ... Kurz vor Einbruch der Dunkelheit zeigten einige Mitglieder des Vereins sportliche Übungen, die lebhaften Anklang fanden. Hunderte von Lämpchen und bunten Lampions erglüheten bis spät in die Nacht hinein und ein fleißiges Orchester spielten dem jungen Volk zum Tanz.“

Trotz Gründung des Zschonergrundbades im Jahre 1927 blieb das Hebbelbad bei den Cottaern ein beliebter Treffpunkt. An heißen Sommertagen fand sich hier genügend Abkühlung, aber auch manch kleiner Umtrunk festigte die nachbarlichen Beziehungen. Dass auch hier unter den Nazis ein anderer Geist einziehen sollte, beweist ein Artikel aus dem „Sächsischen Kurier“ vom 30. 4. 1934. In der Rede des neuen Vorsitzenden des Vereins Popig heißt es anlässlich einer Fahnenweihe im Bad: „...Nachdem der Verein nun nicht mehr Prellbock der Politik sei, könne man mit froher Zuversicht in die Zukunft schauen. All das habe man nur einen zu verdanken: Adolf

Hitler“ Sicher wurde auch damals nicht alles so heiß gegessen, wie es die Propaganda in Szene setzte. Nach dem Ersten überstand das kleine Bad zum Glück auch den Zweiten Weltkrieg relativ schadlos. Am 11. Januar 1946 teilt Hr. Arthur Kluge dem Amtsgericht in Dresden mit, dass der Geschäftsführer Gerhard Reinhold Lessig nicht mehr Vorstand des Vereines ist. Eine Mitgliederversammlung hatte am 18. Mai 1945 einen neuen Vorstand bestellt. In dem Schreiben heißt es weiter: „... Der Verein selbst ist ordnungsgemäß, lt. Unterlagen, seit Besetzung durch die Rote Armee, neu genehmigt und registriert worden. Über 30 Jahre besteht der Verein, ihm ist jahrzehntelang in Behördenfragen die Gemeinnützigkeit anerkannt worden. Als Eigentum des Vereines sind Vorhanden; ein größeres Luftbad sowie Restauration mit mehreren Gaststuben und einer Kegelbahn. Die Mitgliederzahl beträgt zur Zeit 480.“ In den Akten des Staatsarchivs befindet sich ein weiterer Brief an das Amtsgericht. Am 24.



Der Spielplatz

5. 1947 fragt der Rat der Stadt Dresden – Bäderamt an: „... Infolge Auflösung aller im Bereiche der sowjetischen Besatzungszone liegenden Vereine, wurden die ehem. Naturheilvereine Dresden-Löbtau und Umge-

bung e. V. und Dresden West e. V. vom Rat der Stadt Dresden – Bäderamt in treuhänderischer Verwaltung genommen. Zweck dieser Maßnahme war die Fortführung der diesen Vereinen gehörigen Luftbäder.“ Das betraf im gleichen Maße auch das Bad im nahe gelegenen Dölzchen mit fast gleicher Historie. Weiter hieß es in dem Schreiben: „Aus diesem Grund interessiert es uns, ob diese Vereine dem Namen nach noch bestehen oder ob dieselben im Vereinsregister gelöscht sind?“ Einem letzten Schreiben ist nur die lakonische Bemerkung zu entnehmen: „Der Verein wird auf Antrag des Polizeipräsidenten Dresden vom 15. 11. 1948, Rundverfügung Nr. 216 der Landesverwaltung Sachsen – Justiz vom 23. Mai 1946 gelöscht.“

Tom Henke

Krach mit dem Vermieter

Tricks aus alter Zeit



Gottfried-Keller-Straße 1

Auf Grund der außerordentlichen großen Wohnungsnot nach dem Ersten Weltkrieg hatten sich die Stadt Dresden und das Land Sachsen entschlossen, auf dem Wege von Verordnungen und Gesetzen, die Bevölkerung vor Wohnungsspekulanten zu schützen. Wollte ein Mieter die Kündigung seines Vermieters nicht annehmen, so musste er das Einigungsamt unverzüglich anrufen. Jede Kündigung bedurfte der vorherigen Genehmigung dieses Amtes,

Ausnahmen gab es nur bei Läden und Werkstätten ohne Wohnung. In der „Dresdner Mieterzeitung“ vom Mai 1923 und September 1923 wurden zwei besonders krasse Fälle von Mietstreit geschildert.

„Mein Vermieter, Herr Dachdeckermeister Gustav Schmidt, Gottfried – Keller – Straße 1, will mit seinem Mietervertreter nicht verhandeln, da er angibt, im erweiterten Vorstand des Allgemeinen Hausbesitzervereins Cotta zu sein und

für ihn eine Mietervertretung nicht existiert. Als Mietervertreter hat er mich bedroht und geäußert, er wolle mich rausschmeißen. Ferner hat er im Beisein von Zeugen geäußert, wir wären in seinem Hause nur gesetzlich gelitten, und in eineinhalb Jahren fliegen wir sowieso alle raus.“ Unter der Überschrift: „Hausbesitzer Übermut“ wurde eine fast unvorstellbare Art der Mietervertreibung geschildert.

„Nachdem der Besitzer des Grundstücks Warthaer Straße 44 in Briesnitz, Herr Ernst Kießling, nach zweimaligem Termin vor dem Einigungsamt wegen der vom ihm über Gebühr geforderten Miete abgewiesen worden war, trat er erneut, mit das übliche Maß weit überschreitenden Forderungen, an die Mieter seines Grundstückes heran. Der Bezirksobmann Girndt versuchte eine Einigung zwischen Vermieter und Mieter auf gütlichem Wege herzustellen, was ihm seitens des Vermie-

ters mit der Drohung, ihn mit dem Beile zu erschlagen, belohnt wurde. Er musste das Grundstück verlassen. Hierauf kündigte Kießling den beiden Mietern zum 25. August 1923 und gab diesen auf, die Wohnung zu räumen. Gleichzeitig baute er um das Grundstück, aus Erdgeschoss und Mansarde bestehend, ein Gerüst, das er zu folgendem Vorgehen benutzte: Am Sonnabend, den 25. August, früh 6 Uhr bestieg er mit zwei in der Zentralherberge gedungenen jungen Burschen das Gerüst und deckte dem in der Mansarde wohnenden Mieter das Dach über dem Kopf ab. Er riss die Dachziegel heraus, sägte die Dachsparren durch, warf alles, was nicht zerbrechlich war, in den Garten. Die Ziegel schichtete er wohlweislich im Bodenvorraum auf und riss die Mansardenfenster der Schröderschen Wohnung weg.

Es sei hierzu bemerkt, dass das Haus vor zwei Jahren unter Zuschuss staatlicher Gelder erbaut wurde. Die-

se gemeine Provokation des Vermieters löste natürlich bei den Mietern des Ortsteils helle Empörung aus und es kam zu unliebsamen Vorfällen, zumal sich noch ein anderer Vertreter auf den Standpunkt stellte, dass es jeder Vermieter so tun müsse, und es angebracht wäre, in die Mieter mit Maschinengewehren hinein zu schießen. Mit Entrüstung wurde festgestellt, dass die Polizei erst verspätet, trotz wiederholten Drängens verschiedener Mieter, eingriff und so Herrn Kießling Gelegenheit gab, sein schädliches Tun fortzusetzen. Der Schaden wird auf 500 Millionen Mark geschätzt. Die Mieter haben das Vergnügen, nunmehr unter freiem Himmel ihre „Heimstätte“ zu bewohnen. Ein gerichtliches Nachspiel wird unausbleiblich sein. Belu“

aus der „Dresdner Mieterzeitung“,
September 1923

Die Heilandskirche in Dresden

Teil 2: Der 1. Weltkrieg und die „Goldenen Zwanziger“

Da kam der Krieg, und da mit seinem Ausbruch das in Wertpapiere angelegte Kirchbaukapital unrealisierbar wurde und es so nicht möglich war, die nötigen Barmittel zu beschaffen, so musste sich der Kirchenvorstand am 14. August schweren Herzens entschließen, den Weiterbau vorläufig einzustellen. Vorläufig – so dachte man damals in der Hoffnung auf eine nicht zu lange Dauer des Krieges.

Aber bald genug schwand die Aussicht auf die Möglichkeit der Baufortsetzung gänzlich dahin: Der Kriegsdienst nahm Baubeamte und -arbeiter weg, Baumaterial war nicht mehr zu beschaffen, das Bauverbot kam. Der Kirchenvorstand musste schließlich froh sein, dass ihm das schwierige Werk gelang, sich mit den bauausführenden Firmen gütlich auseinanderzusetzen und die mit ihnen geschlossenen Verträge zu lösen. Der Bau blieb als Ruine liegen, je länger, umso mehr von üppigem Buschwerk



Christusfigur über dem Eingang

umwuchert. Ein besonders schmerzliches Ereignis für die treugesinnten Gemeindeglieder brachte der dritte Pfingsttag 1917 mit der Abnahme und Zerschlagung der zwei großen Glocken des schönen Geläuts, die dem Vaterlande zum Opfer darge-

bracht werden mussten. Begreiflicherweise ließ auch die Zeit des Umsturzes nach dem Kriege, in der übrigens gerade auch innerhalb der Grenzen der Gemeinde der Geist der Religions- und Kirchenfeindschaft besonders frech hervortrat, zunächst nicht an eine Wiederaufnahme des Kirchenbaus denken, umso weniger, als die Teuerung in erschreckender Weise zunahm. Im Frühjahr 1920, als die Gemeinde am Sonntag Kantate das 25jährige Weihejubiläum ihrer Interimskirche beging, mussten die Kosten für die Vollendung des Baues bereits auf mindestens das Zehnfache der ursprünglichen Bau- summe, also auf weit über drei Millionen Mark geschätzt werden. Diese Teuerung wurde auch bei einem an sich für die Gemeinde sehr freudigen Ereignis bemerkbar, das ihr das Jahr 1921 brachte. Da gelang es nämlich – und zwar war es hauptsächlich der Tatkraft und Geschicklichkeit

des stellvertretenden Kirchenvorstandsvorsitzenden, Kaufmann Max Hentsch, zu verdanken – durch allerhand großzügige Veranstaltungen innerhalb der Gemeinde den Kostenbetrag für die Beschaffung eines neuen Bronzegeläutes aufzubringen. Das schöne in C-Dur-Akkord gestimmte Geläut wurde von der Firma Pietzel & Co. in Dresden geliefert und kostete etwa 83 000 M, während seinerzeit für das erste Geläut nur gegen 8 000 M gezahlt worden waren. Die Weihe fand am 13. November 1921 statt.

Während des Jahres 1921 wurden nun auch mehrfach sehr ernste Versuche unternommen, der Gemeinde die Mittel zur Vollendung ihres Kirchbaus zu verschaffen. Ein solcher geschah zunächst in großzügiger Weise seitens des Ephorus D. Költzsch durch Begründung eines großen „Ausschusses für den Ausbau der Cottaer Kirchruine“, der einen warmen öffentlichen Appell an die Hilfsbereitschaft der kirchlich gesinnten wohlhabenden Bewo-

nerschaft ganz Dresdens und seiner weiteren Umgebung richtete. Diesem Hilferuf lag übrigens der von D. Költzsch gemachte Vorschlag zugrunde, über den bis zur Emporenhöhe gehobenen Kirchenraum zwei Stockwerke mit Räumen für Vereine und Konfirmandenunterricht, Kanzleibetrieb und Wohnungen für sämtliche kirchliche Angestellte aufzusetzen und so die Kirche zu einem großen Gemeindehaus auszubauen. Indessen erwies sich dieser Vorschlag bei genauer Berechnung der Kosten als undurchführbar, und so blieb der Erfolg der Hilfsaktion leider schließlich nur ein beschämend geringer. Weiter fasste der Kirchenvorstand den Plan, die nötigen Mittel durch Veranstaltung einer sich über das ganze Land erstreckenden Kirchbaulotterie zu gewinnen. Auch dieser Plan erwies sich schließlich als undurchführbar.

Endlich unternahm es der Kirchenvorstand noch, einen gedruckten Bittruf, der von dem Präsidenten des Landeskonsistoriums mit unterzeichnet und mit dem Bilde der Kirchenruine versehen war, an die

weitesten Kreise der evangelischen Glaubensgenossen im Auslande, namentlich in Amerika, auszusenden. Wohl gingen darauf Spenden ein, die von rührender Opferwilligkeit zeugten, aber sie waren doch nur Tropfen in einem leeren Eimer, der bis an den Rand hätte gefüllt werden müssen, um von ihm wirklich Hilfe zu empfangen. Darüber verging auch ein großer Teil des Jahres 1922, gegen dessen Ende die Geldentwertung bereits soweit fortgeschritten war, dass die Kosten der Bauvollendung schon auf 15 Millionen Mark geschätzt wurden.

In dieser Zeit unterbreitete man dem Kirchenvorstand zwei Angebo-



Bauzustand zirka 1918

te: erstlich, den Kirchbauplatz mit seinem Bau für industrielle Zwecke zu verkaufen, und zweitens das merkwürdige Angebot, die Kirchruine zu einer Volksbildungsstätte auszubauen, die zugleich zur Benutzung für kirchliche Zwecke zur Verfügung gestellt werden sollte. Kurze eingehende Erwägung genügte jedoch für den Kirchenvorstand, beide Angebote abzulehnen. Wehe, wenn es zur Veräußerung des Grundbesitzes gekommen wäre: mit dem nun folgenden unseligen Jahre der Inflation würde wohl für die Gemeinde auf unabsehbare Zeiten alle Aussicht, in den Besitz eines Gotteshauses zu kommen, dahingeschwunden sein. Wohl stand der Gemeinde, deren kirchlichen Angestellten dies Jahr übrigens die bittere Notwendigkeit brachte, sich durch Nebenarbeit in Banken ihren Unterhalt zu verdienen, sie aber andererseits auch die beglückende Erfahrung machen ließ, sich durch die hilfsbereite Liebe treugesinnter Gemeindeglieder vor den Schlimmsten bewahrt zu sehen, schließlich vor der traurigen Tatsa-

che, dass ihr sonst noch vorhandener Vermögensbesitz zum gänzlichen Nichts zerflossen war. Aber als man nach der durch Gottes wunderbare Hilfe gelungenen Stabilisierung der Geldwährung wieder aufatmen konnte, da begann sich auch wieder die öffentliche Aufmerksamkeit der Kirchbaunot der Gemeinde zuzuwenden.

Immer mehr drang die Erkenntnis durch, dass es nachgerade eine Pflicht der ganzen Landeskirche sei, dem Ärgernis, dass die nunmehr zehn Jahre stehende Kirchruine bot, abzuhelpfen. Auf dringende Vorstellung des Ephorus entschloss sich zunächst die Landeskirchenbehörde, helfend einzugreifen. Sie tat dies durch Bewilligung und Ausschreibung einer allgemeinen Landeskollekte für den Kirchbau, und dann bekundete sie Anfang 1925 in außerordentlicher Weise ihre Fürsorge durch eine Bauhilfe von 100 000 RM in fünf Jahresraten, dem sie später die Gewährung eines Darlehns von 100 000 RM folgen ließ.

Es war ferner eine gütige Gottesfügung, dass in dieser Zeit in einer Vereinsveranstaltung der damalige Stadtverordnetenvorsteher Rechtsanwalt Hans Kohlmann auf die Kirchbaunot der Gemeinde aufmerksam wurde und in warmherziger Weise versprach, sich für sie einzusetzen. Und so kam es, dass auch seitens der Stadt durch nicht minder warmherzige Vermittlung des damaligen Bürgermeisters Reichsinnenminister a. D. Dr. Külz ein Darlehn von 200 000 RM zur Verfügung gestellt wurde. Allerdings war daran die sich als Folge der immer unerträglicher gewordenen allgemeinen Wohnungsnot ergebende Bedingung geknüpft, dass von dieser Summe gleichzeitig mit der Kirche auch das Gemeindehaus und das Pfarrhaus errichtet werden müssen und so die bisher sonst für kirchliche Zwecke benötigten Wohnungen zur anderweitigen Verwendung freigestellt werden.

Georg Laube

Fortsetzung folgt!

Der Mörder kam aus Cotta –

eine Kabale im Dresdner Westen

Es kam höchst selten vor, dass die Polizei den Briesnitzer Friedhof bei einer Beerdigung absperren musste. Am Donnerstag den 30. April 1914 wurde die Tochter des Gärtnereibesitzers Gerhardt aus Stetzsch zur letzten Ruhe gebettet. An dem Tod von Marie Gerhardt hatte eine ganze Region Anteil genommen. Fast alle Zeitungen berichteten in ihrer Ausgabe vom 28. April über das Geschehen in Kemnitz. Was war passiert?

Die „Elbtal-Abendpost“ informierte ihre Leser über das Geschehen am Vortage wie folgt: „Die friedliche Stille unserer Gemeinde wurde am Sonntag gegen 3 / 4 10 Uhr durch eine Bluttat jählings unterbrochen. Auf der Bahnstraße erdröhnten mehrere Revolverschüsse, die der kaufmännische Expedient Alfred Richard Seidel auf das 23jährige Fräulein Elisabeth Marie Gerhardt und gegen sich selbst abgefeuert hatte. Der ruchlose Mensch hatte das unglückliche Mädchen, mit dem er ein Liebesverhältnis unterhielt, auf der Stelle getötet, sich aber am Kopfe nur schwer verletzt. Der 1883 in Vorstadt Cotta geborene und in Vorstadt Strießen wohnhafte Seidel hatte seiner Geliebten ... in Vorstadt Cotta aufgelauert und sie dann über Briesnitz nach Kemnitz begleitet. Wie uns mitgeteilt wird, wollte sich Seidel, ein früherer Un-

Schusswaffe gegen den Kopf seines Opfers abgedrückt, sodass dessen Tod sofort und schmerzlos eingetreten ist. Die Bluttat hat die Gemüter der hiesigen Bewohnerschaft, die den schwergeprüften Eltern aufrichtige Teilnahme entgegenbringt, sehr erregt ... Seidel war bei

einer Kaffee-Großhandlung in Stellung und zuletzt Unteroffizier beim Infanterieregiment Nr. 177.“ Den schießwütigen und schwer verletzten „Romeo“ hatte der herbeigerufene Dr. Möckel in das Krankenhaus Friedrichstadt verbracht, bei der Blut überströmten Marie konnte er nur noch den Tod feststellen.

Die „Elbtal-Abendpost“ berichtet am nächsten Tag über den Täter: „In dem Zustand des Mörders Richard Seidel ist insofern eine Besserung eingetreten, als er gestern Nachmittag wieder zu Bewusstsein kam. Bei



ehemalige Bahnstraße

Ausführung der Tat hat Seidel dem unglücklichen Mädchen, indem er seinen rechten Arm über dessen Schulter legte, meuchlings einen Schuss in den Hinterkopf beigebracht.“ Diese Tat hatte sich in den ganzen westlichen Dresdner

Vororten herumgesprochen. Da die Presse vorzeitig den Begräbnistermin bekannt gegeben hatte, war der Andrang von Gaffern besonders groß.

Insofern war der am 2. Mai 1914 veröffentlichte Kommentar der Zeitung, Produktgereinigten Berichtserstattung: Infolge des großen Zulaufs an Publikum musste der Friedhof abgesperrt werden. Den Trost der Kirche spendete in der Friedhofskapelle Herr

Pastor Laible. In seiner Gedächtnisrede nahm der Herr Kanzelredner Bezug auf das Schriftwort des letzten Sonntagsevangelium: „Der Herr ist mein Hirte“. Die Worte des Geistlichen machten auf die große Trauergemeinde einen tiefen Eindruck. Gesänge des Friedhofchores umrahmten die Feier.“

Damit war das Kapitel, traurigerweise, noch immer nicht geschlossen. Der langsam genesende Seidel hatte sich im Krankenhaus Friedrichstadt am Tage des Begräbnisses seiner Geliebten selbst getötet. Wie sich seine Mutter fühlte, hatte die Presse nicht weiter interessiert. Am 8. Mai wurde der Mörder und Selbstmörder 9 Uhr morgens auf dem Briesnitzer Friedhof beigesetzt. Anwesend waren nur die Mutter und einige Anverwandte, denen der Pastor Laube den Trost der Kirche spendete. Die Kirchhofforte war an diesem Morgen für alle anderen Personen verschlossen geblieben. Trotzdem versuchten einige neugierige Frauen vom Geschehen etwas zu erhaschen. Um wenigstens den Sarg aus der Ferne sehen zu können, hatten sie sich auf die höher liegenden Felder begeben. Entschlossen wurden sie dort allerdings von den Feldbesitzern vertrieben.

Tom Henke



Eingang zum Friedhof in Briesnitz

teroffizier, mit dem Mädchen verloben, konnte aber das Einverständnis der Eltern nicht erlangen, weil diese von ihm Beweise seines Verdienstes forderten ... Der Täter hatte die

Sport und das Eigentum

Olaf Alberts vom Postsportverein berichtet

Wenn ich am ehemaligen Tennisplatz Malterstraße / Stollestraße vorbei gehe, kommt mir so einiges wieder in den Sinn. Bereits in den Ausgaben von 2001 der „Froschpost“ berichteten wir über Probleme mit dieser Sportstätte. Die Eigentümergemeinschaft hatte dem Postsportverein gekündigt und damit das Ende der traditionsreichen Tennisabteilung herbeigeführt. Nicht etwa, weil der Postsportverein die Pacht nicht bezahlt hätte – nein, wir waren sogar bereit, sie zu erhöhen! Um mehr Profit zu erzielen, sollte das Gelände mit Häusern bebaut werden. Das gelang bisher nicht und nun liegt der Platz bereits seit Jahren brach. Unsere Tennisabteilung hat sich aufgelöst und die Sportler mussten sich nach verschiedenen anderen Vereinen umsehen, oder aber sie gaben schlimmstenfalls den Sport gänzlich auf. Eine gute Gemeinschaft wurde zerstört, war das wirklich notwendig?

Aber nicht nur im Falle von Löbtau spielt das Eigentum beim Sport eine Rolle. Volleyballer und Gymnasten brauchen eine Turnhalle, Schwimmer ein Schwimmbecken, Fußballer einen Fußballplatz und so weiter. Es sind vor allem die Sportvereine, die gemeinsames Training, Spiele und Veranstaltungen organisieren. Nun haben – besonders in den neuen Bundesländern – nur wenige Sportvereine eigene Sportanlagen.

In der Stadt Dresden gehören die meisten Sportstätten der Stadt. Zu den Sportflächen gehören auch die Sporthallen der Schulen, die nach dem Unterricht an Sportvereine vergeben werden. Da die Betriebskosten für Heizung, Beleuchtung, Lüftung und Reinigung so hoch sind, dass kaum ein Verein sie voll tragen könnte, gibt die Stadt Zuschüsse, die eine Gebührenordnung regelt. Dem Postsportverein, als Verein mit vie-



Tennisplatz Malterstraße

len Kindern und Jugendlichen, wurden bisher 92 % der Kosten erlassen und darauf stellten wir uns ein. Was aber, wenn die Sporthalle der Schule, in der bisher trainiert wurde, geschlossen wird und die Sportart (zum Beispiel Trampolin) eine hohe Halle verlangt, die nicht angeboten werden kann? Da bot sich zum Glück freie Kapazität in der großen

Halle des Dresdner Sportclubs an. Leider aber kann der DSC die Halle nicht unter seinen eigenen Betriebskosten vergeben. Weil die Halle kein kommunales Eigentum ist, gibt es für unsere Sportgruppe die städtischen Zuschüsse nicht, obwohl die Schließung der ursprünglichen Halle nicht ein Fehler des Vereins war. Die Kinder können die erhöhten Kosten nicht tragen. Was nun: die Sportgruppe auflösen? Das ist ja wohl das Letzte, also muss die Solidarität des Gesamtvereins wieder helfen. Aber das geht eben nur begrenzt, denn der Postsportverein hat bereits den Fußballplatz Hebbelstraße von der Stadt gepachtet und bekommt dafür auch nur 50 % der Betriebskosten erstattet. Hier muss die Gebührenordnung der Stadt überarbeitet werden, denn auch die Sportler anderer Vereine haben solche Probleme!

Matthias Sammer fordert mehr Bewegung, dafür wäre bessere Unterstützung der Vereine eine wichtige Voraussetzung. Übrigens: Je mehr Mitglieder ein Verein hat, desto besser lassen sich allgemeine Kosten verteilen. Auch der Postsportverein ist an neuen Mitgliedern und Sponsoren interessiert, wir können viele Sportarten anbieten. Unter www.post-sv-dresden.de können Sie alle Informationen bekommen. Wir freuen uns auf Sie!

Olaf Alberts

Wussten Sie es?

Wann hat man die „Arschkarte gezogen“?



Begrifflich ist es wohl jeden bekannt, doch woher stammt die Redewendung: „Du hast die Arschkarte gezogen“? Wir wurden im Internet fündig. Dieser Ausdruck entstammt dem Fußball aus der Zeit,

bevor sich das Farbfernsehen durchgesetzt hatte. Damit die Zuschauer zu Hause erkennen konnten, ob eine gelbe Karte oder eine rote Karte vergeben wurde, trug der Schiedsrichter die gelbe Karte in der Brusttasche und die rote Karte in der Gesäßtasche (Arschtasche). Die rote Karte wurde 1970 im Fußball eingeführt und das

Farbfernsehen in der Bundesrepublik Deutschland bereits vorher, nämlich 1967. Dies stellt keinen Widerspruch dar, denn Schwarzweiß-Fernsehgeräte als preiswerte Alternative waren danach noch jahrzehntelang gebräuchlich und für die Väter dieser Formulierung die einzig erschwingliche Möglichkeit fernzusehen.

Geschichte der Stromversorgung Cottas

Teil 6 – Eigeninitiative kontra Mangelwirtschaft

Die ständig verschobenen Planvorhaben zur Umstellung des Cottaer Niederspannungsnetzes vom Dreileiternetz 3 x 220 V auf das Standard-Vierleiter-Niederspannungsnetz Dresdens von 220 / 380 V und die besonders im Winterhalbjahr auftretenden Last- und Spannungsprobleme mit häufigen störungsbedingten Stromversorgungsunterbrechungen führten zu ungewöhnlichen Maßnahmen im Netzbetrieb Dresden des VEB Energiekombinats Dresden. Unter Nutzung des vorhandenen Anlagenbestandes sollte mit einfachen Maßnahmen eine Umstellung des Netzes auf 220 / 380 V erfolgen. Das Fachpersonal des Netzbetriebes entwickelte gemeinsam mit dem zuständigen Meisterbereich Altstadt (später West) eine technische Lösung, die mit überwiegend eigenen personellen Ressourcen und den begrenzt verfügbaren Materialien sowie Finanzmitteln, machbar schien. Diese Alternativlösung zu planmäßigen Netzneubau-Investitionen erhielt die Bezeichnung „vereinfachte Netzumstellung“.

Seit 1969 gelang es in kleinen Schritten Trafostationsbereiche mit einzelnen Straßenzügen in Cotta auf die neue Netzspannung umzustellen. Doch eine, wie vorgesehen, zügige Netzumstellung kam trotz der Vereinfachung in den Jahren bis 1989 nur schleppend voran. Aus den Jahresberichten des Netzbetriebes Dresden können Gründe für die Stagnation auch dieser Eigeninitiativen leicht abgelesen werden:

- Abzug von Arbeitskräften, besonders aus dem eigenen Netzbaubereich für Berlin-Initiative
- Abzug von Arbeitskräften für Vorhaben im Energiekombinat selbst, z. B. Überholung von Dampferzeugern im HKW Mitte, Isolierung von Fernwärmeleitungen, Errichtung des Heizwerkes Leuben
- Abzug von Arbeitskräften für Braunkohletagebaue (z. B. Welzow) und Braunkohle-Großkraftwerke
- Kraftstoffmangel

- Materialengpässe
- Absage zugesicherter Tiefbaukapazitäten
- Fehlende Elektro-Installateurkapazitäten
- Eingriffe des Ministeriums für Kohle und Energie, so durften z. B. im 2. Halbjahr 1982 nicht begonnene Investitionen ausgeführt werden mit Auswirkungen auf Netzumstellungen.
- Streichung eingeplanter Investmittel im lfd. Jahr



Arbeiten auf der Zöllmener Straße

Trotz dieser Hindernisse gelangen dem Betriebspersonal des Netzbetriebes neben ihrer eigentlichen Aufgaben der Betriebsführung, Instandhaltung und Störungsbeseitigung beachtliche Verbesserungen der Stromversorgung für einen Großteil der Bevölkerung Cottas und des Raumes Cossebaude mittels der „Vereinfachten Netzumstellung“. Aus den im Versorgungsgebiet des ehemaligen Elektrizitätswerkes Cossebaude existierenden 127/220-V-Netze entstanden durch einfache Umstellung mit Beseitigung der 127-V-Anschlüsse 220-V-Netze.

So konnte stolz verkündet werden: „In der Stadt Dresden haben seit dem 13. September 1978 alle Kunden 220 V!“

Viele Erfolgsmeldungen über die Netzverbesserungen aus dieser Zeit – wie die folgende aus dem Jahr 1969 – hatten meist auch einen ideologischen Kommentar: „Behelfstransformatorenstation zur Stabilisierung der Versorgung von 320 Abnehmern im ländlichen Gebiet von Dresden aufge-

stellt – für diese Abnehmer wird der Rundfunk- und Fernsehempfang ermöglicht. Durch bessere Versorgung mit Elektroenergie und Anwendung moderner Technik in der sozialistischen Landwirtschaft und in den Haushalten wird ein ideologisches Problem der Landbevölkerung gelöst und so die aktive Beteiligung und Mitarbeit vieler Bürger am Aufbau des Sozialismus erreicht!“

Die endgültige Beseitigung der 3 x 220-V-Netzebene für den Bereich Cotta blieb jedoch weiterhin trotz aller Hindernisse das ehrgeizige Ziel des zuständigen Netzbetriebes. Es sollte jedoch erst am 16. August 1995 mit der Außerbetriebnahme der Transformatorstation Hühndorfer Straße 22 erreicht werden.

Mit Hacke, Schaufel und Einfallsreichtum wird die Stromversorgung stabilisiert

Welche Aufwendungen waren für die vereinfachte Netzumstellung notwendig?

Bei Kabelverlegungen erfolgten die notwendigen Aufgrabungen durch das Meisterbereichs-Personal mit Hacke und Schaufel, bei Sonderinitiativschichten oft unterstützt durch Ingenieure, Mitarbeiter der Netzplanung und der Verwaltung. Für die Tiefbauarbeiten waren Bagger meist nicht verfügbar oder deren Einsatz auf Grund der örtlichen Gegebenheiten nicht möglich. Die Monteure, die nicht nur bei diesen Einsätzen, sondern in den 80er Jahren auch bei Störungsbehebungen selbst aufgraben mussten, kommentierten mit der sarkastischen Feststellung „... der Netzbetrieb beschäftigt jetzt qualifizierte Netzmonteure als Elektroschachter ...“ die Situation.

Für die Netzumstellung in Cotta hatten die Mitarbeiter folgende Teilaufgaben zu lösen:

Aufgrabungen, Kabelverlegungen, Kabelgraben verfüllen und Deckenschluss, im Freileitungsnetz Abspannmaste erneuern und ein viertes Leiterseil (PEN-Leiter) aufle-

gen, Transformatorenwechsel in den Transformatorenstationen, Hausanschlüsse erweitern, Zählerplätze kontrollieren und z. T. umrüsten, Hausinstallation verändern.

Für die Arbeiten in den Gebäuden wurde das örtliche Installateurhandwerk eingesetzt.

Dies war die „Achillesverse“ der Vorhaben. Die Elektroinstallateure konnten oft die genau abgestimmten Termine nicht einhalten, weil sie plötzlich zu anderen Vorhaben im Bezirk Dresden abgezogen wurden. Das führte dazu, dass zwar das Netz an einigen Stellen bereits umgestellt war, aber die Kunden immer noch wegen nicht angepasster Hausinstallation das jetzt anstehende 380/220-V-Netz voll nutzen konnten.

Die Koordinierung der Netzumstellung stellte hohe Anforderungen an die Organisation. Am Tag der Umschaltung auf die Standardspannung mussten Hand in Hand Netzmonteure, Zählermonteure und Elektroinstallateure koordiniert arbeiten. Schließlich sollte die Stromversorgungsunterbrechung kurz gehalten werden. Am Abend des Umstellungstages galt es, den Termin für die Wiederversorgung gemäß Zeitungsannonce und individueller, schriftlicher Benachrichtigung einzuhalten. Außerdem war es wichtig, dass keine Fehler gemacht wurden und kein Kunde vergessen wurde.

Eine zeitliche Beschränkung für die auf Stationsbereiche und Straßenzüge konzentrierte Umstellung bestand darin, dass dies nur in den Sommermonaten erfolgen konnte, Stationsbereiche mussten wegen Auswechslung der Transformatoren auf andere Trafostationen umgeschaltet werden. Dies war nur in der lastschwachen Zeit möglich.

Stromversorgung nach der Wende

Nach der friedlichen Revolution in der DDR im Herbst 1989 begann Anfang 1990 die politische und wirtschaftliche Wende, in deren Folge es auch auf dem Gebiet des ehemaligen DDR-Bezirk Dresden zu einer Neuordnung der Energieversorgung kam. Die Stromversorgung der Stadt Dresden und vom Gebiet des ehemaligen „Elbtal“-Werkes Cossebaude übernahm die am 29. Juni 1990 gegründete Energieversorgung Sachsen Ost AG.

Mit den neuen Eigentümern der Kapitalgesellschaft Energie-Versorgung Schwaben AG (EVS) und den Hamburgischen Elektrizitäts-Werke AG (HEW) gab es die notwendigen Finanzmittel zur Sanierung der Elektroenergieversorgung. Auch die Ausführungs-, Kapazitäts- und Materialbereitstellungsprobleme bestanden plötzlich nicht mehr.

Die Voraussetzungen für die notwendige Ertüchtigung der z. T. fast 70 Jahre alten Netzteile waren gegeben. Jetzt konnte mit Vehemenz der über Jahrzehnte aufgelaufene Stau an nicht begonnenen Investitionen zur Erneuerung der Stromnetze aufgelöst werden. Als Richtwert muss ein Energieversorger jährlich zirka vier % des Anlagenwertes vom Gesamtnetz für notwendige Netzsanierungen bereitstellen. In der DDR-Zeit lag die Erneuerungsrate bei 0,5 bis 1,0 %. Das bedeutete, dass die elektrotechnischen Netzanlagen 100 bis 200 Jahre hätten funktionieren müssen. Dies stellte ein hohes Risiko für die Versorgungszuverlässigkeit und die Bedienungssicherheit der elektrischen Netze dar.



moderne Trafostation

1991 lief ein umfangreiches Bauprogramm an, welches für Cotta nicht nur die endgültige Liquidierung der 3 x 220-V-Netz –Ebene, sondern auch die Ablösung des schwach dimensionierten, überalterten 10-kV-Netzes für den Stadtteil Cotta durch ein neues 20-kV-Mittelspannungsnetz vorsah. Dieses Netz sollte die Leistungsverteilung im Gesamttraum zwischen Cossebaude und dem Stadtzentrum Dresden übernehmen.

Unabhängig von den Baumaßnahmen in den Netzen entstand auf der kommunalpolitischen Ebene der Bundesrepublik ein langwieriger Streit über den Besitz der Städte und Gemeinden an den jeweils im Territorium vorhandenen Energieversorgungsanlagen. Die Stadt Dresden hielt sich aus diesem Rechtsstreit heraus und ging einen eigenen Weg. Die ESAG und die Stadt Dresden einigten sich, dass für das Territorium der Landeshauptstadt ein eigenständiger städtischer Energieversorgungsbetrieb gegründet wird. Im Konsens aller Verhandlungspartner entstand das „Dresdner Modell“ zur Strukturierung eines Strom- und Fernwärmeunternehmens, welches langfristig eine umweltfreundliche und zuverlässige Energieversorgung für die Bürger Dresdens sichert. Dieses Unternehmen firmierte unter dem Namen „DEF-Dresden Elektrizität und Fernwärme GmbH“ und wurde am 2. Februar 1994 in das Handelsregister eingetragen. Anteilseigner war mit 51 % die Stadt, 49 % des Eigentums behielt die EVS und die HEW. Durch die Beteiligung der westdeutschen Unternehmen wurden die notwendigen finanziellen Mittel für Netzerweiterung und -sanierung gewährleistet.

Die Bildung des Stadtwerkes hatte auch Auswirkungen auf die Planung der neuen Netze. Mit der Trennung von der ESAG war auch eine Forderung nach strikter Netzentflechtung verbunden. Das neue Dresdner Mittelspannungs-Netz sollte möglichst autark gestaltet werden, d. h. Netzverbindungen zum ESAG-Territorium auf ein Minimum reduziert werden. Da beide Unternehmen eigenständige Bilanzkreise für die Versorgung aufbauen mussten, war der zeitweilige Einbau von Übergabemessungen (Bezug / Abgabe) in Trafostationen an der Stadtgrenze unumgänglich. Mit der endgültigen Trennung der Netze durch den Aufbau des 20-kV-Netzes ab Mitte der 90er Jahre konnte diese teure Messtechnik etappenweise im außer Betrieb gehenden 10-kV-Netz ausgebaut werden. Der zügige Aufbau des neuen Kabelnetzes, auch die Verkabelung der Niederspannungs-Ortsnetze, wurde durch koordinierte Mitverlegung bei Telekom-Vorhaben erleichtert.

Helge Edelmann

Fortsetzung folgt!

Leserpost

Liebe Froschpostler, da wir uns noch nicht kennen, darf ich mich erst einmal vorstellen: Ich bin der Älteste (71) der drei Enkel des Dresdner Malers Georg Lührig (1868 – 1957), der den ursprünglichen Rübezahl auf die Fassade der Rübezahlschule gemalt hat (Fresko).

Mehrere Publikationen, einschließlich des Instandsetzungsberichts über den heutigen „Rübezahl“ aus dem Jahre 2003, der mir als Kopie vorliegt, erwecken den Eindruck, dass es sich immer noch um den ursprünglichen Rübezahl handelt (wie das mit der Signatur AT 1949?).

Ich habe lange nach einem Vorkriegsfoto des Rübezahls gesucht, auch der Frage wegen, ob Rübezahlentwürfe meines Großvaters, die ich in seinem künstlerischen Nachlass gefunden habe, dem tatsächlich ausgeführten Rübezahl zuzuordnen sind. Die Antwort habe ich erst in der Froschpost 2 / 2005 gefunden, wofür ich Ihnen sehr dankbar bin. Im Artikel Von „Schlägereien und bösen Buben“ befindet sich ein Bild, das zweifelsfrei die Schulfassade mit dem ursprünglichen Rübezahl zeigt.

Der dazugehörige Entwurf ist erhalten. Er ist auf Leinwand gemalt; die Größe beträgt 2,5 m in der Breite und 6 m in der Höhe. Zum Einlagern muss er aufgerollt werden. Der Zahn der Zeit (vielleicht auch eine nicht kunstsinnige Maus) hat etwas daran genagt, aber die beigefügte Fotografie gibt einen guten Eindruck des heutigen Zustandes. Am 20. Oktober war die Leverkusener Kunstnacht, in deren Rahmen wir im Naturgut Ophoven Bilder von Georg Lührig gezeigt haben, darunter auch den Rübezahl. Dabei ist das beigefügte Foto entstanden.

Ich meine, dass diese Information gut in Ihre Intentionen als Zeitungsmacher passt und hoffe, dass Sie damit etwas anfangen können und auch werden. Für Fragen und auch weitere Informationen stehe ich gern zur Verfügung.

Mit freundlichen Grüßen

Hermann Lührig
Im Jücherfeld 23
51377 Leverkusen
Tel.: 02 14 / 921 64



Der Büchermarkt entdeckt ...

... den Dresdner Westen! In der Fülle der Dresdenbücher gibt es auch Bemerkenswertes aus dem Dresdner Westen zu entdecken. Schon voriges Jahr erschien für 5 € die „Gombitzer Rundwanderung“. Es wird in diesem Buch eine Rundtour durch sieben Ortsteile, in der „Froschpost“ berichteten wir schon davon, vorgestellt. Die QAD Dresden veröffentlichte für 5,70 € einen historischen Wanderleitfaden: „Durch die linkselbischen Täler zwischen Dresden und Meißen“. In der Druckerei Freund entstand eine Bilddokumentation über den Dresd-



ner Westen. Unter dem Namen: „Dresdens alte Dorfkerne“ erschien das Buch von Helmut Findeisen zum Preis von 9,95 €. Mit der Ausstellung der Fotos von: „Wilhelm Liebert“ in der Briesnitzer Kirche und der Herausgabe einer Dokumentation durch die Junge Gemeinde der Kirchgemeinde Briesnitz ist nun auch eine weitere Lücke geschlossen worden. Im Jahre 1995 erschien erstmalig „Die Geschichte des Dorfes Briesnitz“ von Friedrich Böttcher, auch dieses Buch können Sie in einer neuen Ausgabe in der Buchhandlung „Kober“ auf

der Warthaer Straße für 12 € erwerben. Übrigens war der Fotograf von Böttchers Buch kein anderer als Wilhelm Liebert. Der Knüller des Jahres 2007 dürfte aber ein umfangreiches Heft sein, das die Interessengemeinschaft Briesnitz dem 75. Geburtstag von Helmut Köhler widmete. Dem Archäologen und Autor, der auch in unserer Zeitung viel veröffentlichte, widmen viele bekannte Kollegen und Mitstreiter darin ihre Artikel. Für nur 8,50 € erfahren Sie in dieser Ausgabe „Den Vorfahren auf der Spur Ausgrabungen der Burg Briesnitz“ neueste Erkenntnisse aus der Forschung um die Burg Briesnitz und entdecken wieder Erstaunliches aus der Heimatgeschichte.

Tom Henke